

1 Einleitung

1.1 Ego-Dokumente

1.1.1 Einbindung in die Geschichtsschreibung

Einem Historiker zu erklären, was Ego-Dokumente sind, wäre ungefähr dasselbe, wie wenn man einem Mathematiker die Grundrechenarten oder, seien wir etwas anspruchsvoller, die Integral- und Differentialrechnung erklären würde. Es handelt sich bei der Definition des Begriffs „Ego-Dokumente“ um Binsenweisheiten, die mittlerweile so selbstverständlich sind, dass sich eine langatmige Erklärung eigentlich erübrigen sollte. Wenn es im Folgenden trotzdem in aller Kürze getan wird, so geschieht dies in erster Linie, weil die hier vorgelegte Arbeit auch von Nichtfachleuten gelesen wird, die von den zentralen Begriffen der Geschichtswissenschaft nichts wissen.

Der Weg zum „Ego-Dokumentum“ gestaltete sich als Reaktion auf die fortschreitende Entwicklung der modernen Geschichtswissenschaft, die nach der Verwissenschaftlichung der Geschichtsschreibung im frühen 19. Jahrhundert langsam ihre Gestalt als eine wissenschaftliche Fachdisziplin annahm. Die damalige Geschichtsforschung stand im Zeichen des sogenannten Historismus, der in seiner klassischen Form den Forschungsschwerpunkt auf den Staat und die ‚großen Männer‘ sowie deren Handeln und Entscheidungen legte. Dieser Ansatz herrschte in Deutschland bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein vor, während im angelsächsischen Raum und Frankreich die politische Geschichtswissenschaft viel früher abgesetzt wurde und den sozialen, ökonomischen und kulturellen Aspekten Platz machen musste. Insbesondere seien hier die französischen Historiker Ernst Blochs und Lucien Febvres genannt, die im Jahr 1929 mit der Gründung der Fachzeitschrift *Annales d'histoire économique et sociale* den Grundstein zur gleichnamigen Historikerschule sowie zur Einführung neuer Methodologie und Forschungsansätze gelegt hatten.¹

L'école des Annales wandte sich statt der traditionellen Ereignisgeschichte der Strukturgeschichte zu und ließ vom Staat als Bezugsgröße ab, um sich auf die regionale und übernationale Ebene zu begeben. Die Einbeziehung der Erkenntnisse und Ansätze benachbarter wissenschaftlicher Disziplinen führte die Annäherung an die Sozialwissenschaften und die entsprechende methodische Synthese herbei. Selbstverständlich standen bei der strukturgeschichtlichen Betrachtung keine Persönlichkeiten, sondern überindividuelle Prozesse und

¹ Siehe IGGERS 2007, S. 11–48; HARDTWIG 1994, S. 19.

Strukturen im Vordergrund, doch eben der Abstieg der Strukturgeschichte und der Historischen Sozialwissenschaft auf soziale Kollektive und Gruppen wurde der Vorbote der sich anbahnenden Umkehr zum Individuellen.

Seit den 1960er Jahren wurden durch den vermehrten Computereinsatz bei der Datenauswertung im Rahmen des quantitativen Forschungsansatzes in großen Mengen serielle Quellen herangezogen, die unter anderem in die Lebensverhältnisse einfacher Leute Einblick gewährten. Nebenher wurde das Augenmerk von Vertretern der Annales-Schule auf Kultur als die zentrale Größe der Geschichtsschreibung, unter der man „die Gefühls- und Lebensweise der gesamten Bevölkerung“² verstand, und die Erforschung von Mentalitäten, d. h. von kollektiven Vorstellungswelten und Deutungsmustern innerhalb einer Gesellschaft, gerichtet, wodurch schließlich die Grundlage für die Entstehung der Historischen Anthropologie geschaffen wurde.³

Ab den 1970er Jahren setzte sich international zunehmend die Tendenz zur Individualisierung der Geschichte durch, verknüpft mit der Kritik an der Sozialgeschichte, der an Strukturen und Prozessen orientierten Forschung sowie der quantifizierenden Methodologie. Die Bestrebungen, den aus der Geschichte verschwundenen Menschen wiedereinzuführen, verdichteten sich in Kategorien wie Alltagsgeschichte, Mikrohistorie und Historische Anthropologie u. a. m. Die Abgrenzung von der Historischen Sozialgeschichte stellte keinen Bruch dar, sondern eine Erweiterung der im Wandel der Modernisierung begriffenen Geschichtswissenschaft.⁴ Keine von den aufgesprossenen bzw. sich bereits verankerten Geschichten „kann den Anspruch durchsetzen, Integrationswissenschaft zu sein, alle sind Aspektwissenschaften.“⁵

Nun rückte der Mensch mit seinen Wahrnehmungen, Gefühlen, Erfahrungen, Vorstellungen und Handlungen bzw. sein Alltag in den Mittelpunkt der Betrachtung, worunter nicht nur die ‚großen Männer‘ des Historismus sondern in der ersten Linie die am Rande der Geschichte stehenden ‚einfachen Leute‘. Die Forschungsperspektive verlagerte sich von oben nach unten, also „von der Wirkung der Struktur auf das Ereignis“ auf „die Wirkung des Ereignisses auf die Strukturen“.⁶ Durch die Konzentration auf kleinere, überschaubare Forschungseinheiten sollten Rückschlüsse auf größere, übergeordnete Strukturen und Entwicklungsprozesse gezogen werden, um „das Gesamte im Spiegel des Einzelnen zu erkennen“⁷ oder anders gesagt: „nicht Details im Ganzen, sondern Details des Ganzen“⁸ zu erfassen.

² IGGERS 2007, S. 49

³ Für den Überblick siehe IGGERS 2007, S. 49–59. Siehe auch JORDAN 2008, S. 78–84.

⁴ Siehe HARDTWIG 1994, S. 20.

⁵ Ebd., S. 26.

⁶ SCHULZ 2004, S. 295.

⁷ Ebenda.

⁸ van DÜLMEN 2000, S. 47.

Die Fokussierung auf ‚unbedeutende‘ historische Akteure, kleinere Personengruppen und begrenzte Untersuchungsfelder erfordert, neue Quellenarten heranzuziehen und diese mit den bereits bekannten Quellen zu vernetzen, um Einblick in die Lebens- und Erfahrungswelten einzelner Individuen zu gewinnen und zu neuen Erkenntnismöglichkeiten in Bezug auf kulturelle, soziale, wirtschaftliche und politische Entwicklungen und Zusammenhänge der Vergangenheit zu gelangen. Einen solchen umfassenden Quellenkorpus bieten die Ego-Dokumente, die einen beachtlichen Teil der peripheren schweigenden Masse erfassen und überhaupt zu Wort kommen lassen.

1.1.2 Begriffsentstehung und Entwicklung

Der Terminus *egodocuments* tauchte zum ersten Mal im Jahr 1958 auf. Er wurde vom niederländischen Historiker Jacques Presser in die Welt gebracht, der darunter sämtliche Quellen zusammenfasste, in denen „der Autor uns etwas über sein persönliches Leben und seine Geschichte erzählt“, in denen „ein ego sich absichtlich oder unabsichtlich enthüllt oder verbirgt“.⁹ Diese durchaus offene Definition vereinigte „historische Quellen persönlichen Charakters“, in denen „ein Ich ein schreibendes und beschreibendes Subjekt“¹⁰ zugleich ist, und ließ den Nachfolgern genügend Freiraum zur Interpretation.

Zunächst fand die Wortbildung „Ego-Dokumente“ kaum Widerhall im wissenschaftlichen Milieu und verstaubte drei Jahrzehnte lang, bis sie in den Niederlanden wieder ans Licht geholt wurde. Rudolf Dekker präzierte sie in Anknüpfung an die Definition von Presser als „einen Sammelbegriff für Autobiographien, Memoiren, Tagebücher, persönliche Briefe und ähnliche Texte, in denen der Autor explizit über eigenes Handeln und Fühlen schreibt“.¹¹ Wie auch zuvor sein Landsmann van den Dunk¹² akzentuierte er den freiwilligen, vorsätzlichen und selbstreflektierenden Charakter solcher Texte, wodurch die niederländische Bestimmung in die unmittelbare Nähe des deutschen Begriffs „Selbstzeugnisse“ rückt.

Dem Frühneuzeit-Historiker Winfried Schulze, der Anfang der 1990er Jahre die Konzeption von Ego-Dokumenten in die deutsche Geschichtswissenschaft übertragen hatte, war aber die Beschränkung auf intentionelle autobiographische Texte zu eng. Deshalb nahm er bewusst gegen den Terminus „Selbstzeugnisse“ Stellung und erweiterte die Ego-Dokumente um unfreiwillige, erzwungene Selbstaussagen, die im rechtlichen und wirtschaftlich-administrativen Schriftgut ihren Niederschlag fanden. Auf der Tagung „Ego-Dokumente: Annä-

⁹ Zit. nach SCHULZE 1996, S. 14.

¹⁰ Zit. nach von KRUSENSTJERN 1994, S. 469.

¹¹ DEKKER 1996, S. 33.

¹² Dazu SCHULZE 1996, S. 15.

herung an den Menschen in der Geschichte“ im Jahr 1992 hat er die mittlerweile klassisch gewordene Formulierung angeboten:

„Gemeinsames Kriterium aller Texte, die als Ego-Dokumente bezeichnet werden können, sollte es sein, dass Aussagen oder Aussagepartikeln vorliegen, die – wenn auch in rudimentärer und verdeckter Form – über die freiwillige oder erzwungene Selbstwahrnehmung eines Menschen in seiner Familie, seiner Gemeinde, seinem Land oder seiner sozialen Schicht Auskunft geben oder sein Verhältnis zu diesen Systemen und deren Veränderungen reflektieren. Sie sollten individuell-menschliches Verhalten rechtfertigen, Ängste offenbaren, Wissensbestände darlegen, Wertvorstellungen beleuchten, Lebenserfahrungen und -erwartungen widerspiegeln.“¹³

Das von Schulze vorgestellte Konzept, das freiwillige und zwangsläufig entstandene Quelle unter einen Hut brachte, erntete eine kritische Reaktion, konnte sich aber weitgehend etablieren. Die Auseinandersetzungen um einen Kompromiss zwischen dem à la Schulze überdehnten Gebrauch des Begriffs „Ego-Dokumente“ und der engen Fassung von „Selbstzeugnissen“ fanden eine Lösung in der Typologisierung von Benigna von Krusenstjern. Von Krusenstjern lehnte im Allgemeinen die Definition von Schulze nicht ab, gab jedoch keinem der Begriffe den Vorzug, sondern ordnete die Selbstzeugnisse als Untergruppe der Ego-Dokumente ein. Als das ausschlaggebende Kriterium der Selbstzeugnisse sah sie die „Selbstthematisierung durch ein explizites Selbst“¹⁴ an, also dass sie „selbst verfasst“, in der Regel auch ‚selbst geschrieben‘ (zumindest diktiert) sowie aus eigenem Antrieb, also ‚von sich aus‘, ‚von selbst“¹⁵ entstehen. Mit dieser Zuordnung scheint der geschichtswissenschaftliche Diskurs sich generell zufrieden gegeben haben.

1.1.3 Die Authentizität von Ego-Dokumenten

Während die Debatte um eine korrekte Terminologie verstummte, erfreuen sich die personenbezogenen Dokumente eines regen Forschungsinteresses und werden auf alle möglichen Fragestellungen hin untersucht. Wie Christian Heuer treffend bemerkt, dient der Begriff „Ego-Dokument“ öfters „lediglich als Etikett dem Nachweis einer scheinbar zeitgemäßen und modernen Forschungsarbeit“.¹⁶ Man sollte sich aber durch die Versprechen bahnbrechender wissenschaftlicher Erkenntnisse, eines tiefen Einblicks in die Realitäten des alltäglichen Lebens oder des Eindringen in den seelischen Bereich des historischen Patienten von einer vernünftigen Skepsis und einer überlegten kritischen Stellungnahme nicht abbringen lassen. Dabei ist eine Echtheitsbestimmung oder zeitliche Ein-

¹³ Ebd., S. 21.

¹⁴ von KRUSENSTJERN 1994, S. 463.

¹⁵ Ebd., S. 470.

¹⁶ HEUER 2011, S. 79.

ordnung solcher Zeugnisse zwar unumgänglich notwendig, sollte aber am wenigsten zu Besorgnis Anlass geben. Obwohl die Geschichtsfälschungen auf der Quellenebene, d. h. eine nachträgliche absichtliche Produktion von vermeintlich authentischen Quellen hin und wieder in Erscheinung tritt, kommen in der ersten Linie die ‚großen Männer‘ und nicht die namenslosen Diener als Zielscheiben für die Fälscher in Frage, weil ihre Berühmtheit auf eine hohe Resonanz hoffen lässt.

Viel problematischer gestalten sich die Überprüfung der Richtigkeit einzelner Darstellungen sowie das Aufdecken von intentionellen Lügen und Verdrehungen, die im Fall der historischen Bedeutungslosigkeit des jeweiligen Autors aus der Sicht seiner Zeit zu einer fast unlösbaren Aufgabe werden können. Beim Fehlen von Referenzquellen und unübersichtlichen Umständen und Absichten beim Verfassen der Quelle können grundsätzlich nur hypothetische, durch Vermutungen untermauerte Schlussfolgerungen fraglichen Werts erzielt werden. Nicht selten wird versucht, mit Hilfe behelfsmäßiger Kriterien wie Intimitätsgrad oder Abstand zum Geschehen bestimmte Quellengattungen als glaubwürdiger oder zuverlässiger hervorzuheben und somit als „authentischer“ einzustufen. Diese Herangehensweise entbehrt nicht einer gewissen Logik, denn es liegt auf der Hand, dass die Selbstthematization im privaten Tagebuch als einem heimlichen Gesprächspartner anders zutage treten würde als in Texten für fremde Augen. Die natürliche Mangelhaftigkeit des menschlichen Gedächtnisses in Verbindung mit einem nachhaltigen Einfluss der Medien verursachen selbst nach geringen zeitlichen Abschnitten durchaus unbeabsichtigte Erinnerungslücken und gravierende Irrtümer über geschilderte Sachverhalte,¹⁷ was Zeugnisse mit einem retrospektiven Blick in ungünstigem Licht erscheinen lässt. Als absolut unzuverlässig muss in dieser Hinsicht das Material erscheinen, das mit der Methode der „Oral History“ gewonnen wurde.

Sobald man aber dieses folgerichtiges Bewertungssystem auf die sowjetischen Ego-Dokumente aus dem Zweiten Weltkrieg überträgt, wird es unvermeidlich versagen. Die zensorische Kontrolle und eine geheime Aufsicht waren insbesondere in der Roten Armee so stark ausgeprägt, dass die Quellenarten mit der günstigen zeitlich-räumlichen Nähe – Feldpostbriefe und die Tagebücher – ihren privaten Charakter weitgehend bzw. komplett einbüßten und in der Tat mit Rücksicht auf Dritte abgefasst wurden. Ob man von ihnen einen Zugang zum wirklichen Alltag an der Front oder zur Lebenswelt einer Person erwarten kann, bleibt fraglich. Auch die im Nachhinein erschienenen Kriegserinnerungen und Autobiographien wurden von Verlagen redigiert und umgeschrieben und waren gleich wie sonstige mündliche und schriftliche Beiträge der ehemaligen Kriegsteilnehmer im Rahmen der damals gepflogenen Gedenk- und Erinnerungskultur von vorneherein auf die öffentliche Rezeption ausgerichtet.

¹⁷ Vgl. zum „False-Memory-Syndrom“ KÜHNEL / MARKOWITSCH 2008, S. 50–76.

Trotz zahlreicher Mängel bieten ausgerechnet die Zeitzeugeninterviews eine Chance, von den erstarrten Überlieferungsmustern abzugehen und neue, bisher verschwiegene oder unbekannte Inhalte auf der Mikroebene zu entdecken. Dabei behalten die gängigen Kritikpunkte ihre Geltung und können nur durch die Abgleichung mit den anderen Quellengattungen, vor allem mit Archiven revidiert werden. Selbst wenn es sich bei den Aussagen der Oral History um subjektive Rekonstruktionen der geschichtlichen Ereignisse handelt, müssen ihre Mängel in jedem Einzelfall wie in einem Gerichtsverfahren erst einmal nachgewiesen werden. Es empfiehlt sich zudem, kritisch zu hinterfragen, ob die Dokumente, die zur Urteilsfällung herangezogen werden, als die letzte Wahrheit auftreten dürfen und ob man eine gewisse Quellenart überhaupt als authentisch bzw. objektiv betiteln darf.

1.2 Fragestellung und Problemlage

Die Beschäftigung mit dem Zweiten Weltkrieg genießt eine anhaltende Hochkonjunktur und rückt immer wieder in den Mittelpunkt des gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Interesses. Neu entdecktes historisches Material lässt bereits bekannte historische Ereignisse im neuen Licht erscheinen, bietet neue Interpretationen und erweitert die Bandbreite der Forschungsfragen.

Die sowjetische und die westliche offizielle militärische Geschichte des Zweiten Weltkrieges entwickelten sich im Zeichen des Kalten Kriegs in Parallelwelten und hatten kaum Berührungspunkte. Die wenigen Veröffentlichungen der Memoiren einzelner Feldherren aus dem gegnerischen Lager, die in der Sowjetunion entsprechend redigiert und zensiert wurden, konnten die gegensätzlichen Modelle, die Vergangenheit zu deuten, nicht beeinflussen. Die sowjetischen Archive waren selbst für einheimische Historiker schwer zugänglich, die nur auf begrenzte festgelegte Akten zurückgreifen durften. Statt einer objektiven und unvoreingenommenen Auswertung der historischen Wirklichkeit mussten sie im Kielwasser der je nach Staatchef variierenden Interpretations- und Darstellungsvorgaben segeln und mit aller Kraft die „bürgerlichen Geschichtsfälscher“ bekämpfen. Für ihre westlichen bzw. westdeutschen Kollegen, die in ihren Forschungsintentionen und Recherchen ungebunden waren, blieb das Dokumentarium der sowjetischen Seite bis auf etliche durch die Wehrmacht erbeutete Unterlagen der Roten Armee eine Terra incognita hinter sieben Siegeln.

Durch die Perestroika mit einer anschließenden Archivrevolution wurde eine Menge bisher geheim gehaltener Archivalien zum Zweiten Weltkrieg freigegeben, was der einseitigen Geschichtsschreibung des in der Sowjetunion bzw. in Russland als „Großer Vaterländischer Krieg“ bezeichneten Konflikts ein Ende

bereitete. Zum gleichen Zeitpunkt waren die Selbstzeugnisse von Teilnehmern des Zweiten Weltkrieges im osteuropäischen Teil der ehemaligen Sowjetunion auf neues Interesse gestoßen, weil man sich von ihnen eine Alternative zur alten dogmatischen, ideologisch durchsetzten Historiographie erhoffte.

Seit Anfang des 21. Jahrhunderts wurde der Markt zunehmend von Neuererscheinungen der Kriegserinnerungen oder aktualisierten Nachdrucken der sowjetischen Ausgaben, Feldposteditionen sowie Übersetzungen der Ego-Dokumente deutscher und alliierter Autoren überflutet. Es wurden mehrere private und staatliche Oral-History-Projekte auf regionaler und überregionaler Ebene in die Wege geleitet, die in der Ukraine einen besonderen Akzent auf die Hungersnot 1932–33 legten. Die Katastrophe von 1932–33 war einer der größten weißen Flecken der nationalen Geschichte. Währenddessen wurde in Russland der Große Vaterländische Krieg weiterhin in alten Bahnen rezipiert und als eine Art Staatsideologie mit Nachdruck gepflegt.

Dennoch gibt es gewisse Parallelen: In beiden Ländern hat sich mittlerweile nach dem Vorbild der westlichen Forschung die Hinwendung zur Militäranthropologie, Alltagsgeschichte, Oral History und dem einfachen Menschen als historischem Subjekt durchgesetzt. Von der Aura der vermeintlichen Offenheit, Privatheit, Authentizität und Subjektivität umgeben, versprechen Quellengattungen wie Tagebücher, Kriegserinnerungen, Feldpostbriefe und Zeitzeugeninterviews den Einblick in die persönliche Dimension des Krieges, die Innenwelt einer einzelnen Person, ihre Handlungs- und Denkweisen, ihre Wahrnehmungen, Gefühle und Motive. Diese Quellen und die sich daraus ergebenden Fragestellungen sind vor allem auf diejenigen sozialen Schichten anwendbar, die normalerweise niemals das Wort ergreifen. Oft nehmen die Angehörigen dieser Schichten den historischen Wert ihres Erfahrungsschatzes einst erlebter Ereignisse gar nicht wahr.

In Deutschland wurden die Selbstzeugnisse der Rotarmisten bisher kaum untersucht.¹⁸ Der Nachholbedarf auf diesem Gebiet kann insbesondere durch die begeisterte Rezeption der von Jochen Hellbeck veröffentlichten Augenzeugenberichte aus Stalingrad verdeutlicht werden, die mit ihrem Loblied auf die Authentizität dieser Zeugnisse der durch die sowjetische Propaganda geförderte Geschichtsdarstellung auf den Leim gegangen war. Darüber hinaus wird immer von einem quasi einheitlichen sowjetischen Soldaten und einer monolithischen Roten Armee ausgegangen. Man zieht nicht die nationale Inhomogenität der Roten Armee in Betracht. Die Rotarmisten werden allesamt immer noch fälschlich unter der Überschrift „Russen“ subsumiert.

Hier will die vorliegende Arbeit ansetzen. Sie will – nach einer Darstellung der allgemeinen Verhältnisse in der Roten Armee – speziell auf deren ukrainische Soldaten eingehen. Die Perspektive der ukrainischen Soldaten und Zivilisten soll durch die Analyse ukrainischer Selbstzeugnisse der Zeit um den Zweiten

¹⁸ Vgl. GELFAND 2005; ARNOLD 1995; HELLBECK 2012.

Weltkrieg auf ihre Aussagekraft kritisch überprüft werden. Auf diese Weise sollen Relevanz, Gemeinsamkeiten und Differenzen, Vorzüge und Nachteile aufgedeckt werden. Dabei ist zu beachten, dass die überlieferte schriftliche Quellengrundlage mit Ausnahme von neuzeitlichen Publikationen von Kriegserinnerungen unter dem Argusblick der totalitären Kontrolle entstanden ist. Deshalb müssen ihre Entstehungsbedingungen und die Mechanismen der hegemonialen Zensur in der Sowjetunion analysiert werden. Ihre Spezifik und die Auswirkung auf das Schreibverhalten der Autoren und die inhaltliche Auffüllung ihrer Zeugnisse sollen durch das Gegenüberstellen gleichartiger deutscher und sowjetischer Quellen erläutert werden. Es wird zu zeigen sein, inwieweit auch die innere Zensur als ein hemmender Faktor auf den beiden Seiten wirkte.

Besonderes Augenmerk ist deswegen auf die mündlichen Interviews zu legen. Ihre Einmaligkeit gründet sich darauf, dass sich erst nach dem Zusammenbruch der UdSSR die Gelegenheit ergab, durch Zeugenbefragungen Themen aufzugreifen, die in der Sowjetzeit verboten, nicht selten geradezu tabuisiert oder offenkundig verdreht dargestellt worden waren, Themen, zu denen keine objektive Literatur oder keine schriftlichen Quellen vorlagen. Dank der sowjetischen, von der Propaganda angetriebenen Geschichtsforschung war die Periode des Stalinismus und des Großen Vaterländischen Krieges stark mythologisiert und verzerrt. Das wirkt sich bis heute aus und ist Gegenstand zahlreicher politischer Spekulationen geblieben. All das spielt auch in den heutigen ukrainisch-russischen Beziehungen eine gewichtige Rolle. Einige der umstrittenen und heftig diskutierten Themen sind dabei die von den Bolschewiken verschuldete Hungersnot in der Ukraine (Holodomor), die Repressalien des Stalinregimes, der Widerstand der ukrainischen Bevölkerung gegen den kommunistischen Staat, die Kollaboration mit den Achsenmächten, die Partisanenbewegung in der Okkupation, die Verbrechen der Roten Armee gegen deutsche Soldaten und Zivilisten sowie gegen die eigene Bevölkerung. Ein weiterer Vorteil der Oral History besteht darin, dass die Vertreter der unteren Schichten (Bauern, Arbeiter, gemeine Soldaten), die normalerweise der schweigenden Mehrheit angehören, als Zeitzeugen hervortreten.

Zwecks Erschließung des qualitativen Wertes und historischen Erkenntnispotentials sämtlicher relevanter Arten der Selbstzeugnisse werden das darin enthaltene Faktenmaterial sowie die Möglichkeiten und Grenzen einer Auskunft über die persönliche Innenwelt auf eine Probe gestellt. Die Überprüfung hat mit Hilfe von Unterlagen aus deutschen, ukrainischen und russischen Archiven, militärfachlichen Publikationen und sämtlichen Ego-Dokumenten zu erfolgen. Durch Heranziehung der biographischen Analyse und exemplarische Rekonstruktion einzelner Lebensläufe und Ereignisse auf Mikroebene gilt es, die eigentümlichen Schwächen und Authentizitätsfallen offenzulegen. Diese Vorgehensweise wirkt als Korrektiv im Hinblick auf die Zuverlässigkeit der traditionellen Quellengattungen bzw. der daraus resultierenden Forschungsergebnisse im Allgemeinen.

In den Mittelpunkt rückt neben mündlichen Zeugenaussagen vor allem die Feldpost, die als Massenquelle die unbedeutenden Akteure der Geschichte am besten vertritt. Briefe können als Zeugnisse der sowjetischen bzw. postsowjetischen Epoche miteinander verglichen werden. Tagebücher und Memoiren werden zwar einer kritischen Analyse unterzogen, sind aber grundsätzlich mehr den elitären Kreisen eigen. Kriterien wie der Kriegsalltag, die ideologische Indoktrination, die Selbst- und Fremdbilder, Wahrnehmung der deutschen Gegner, die Kriegsverbrechen bzw. ihre Darstellung und Thematisierung werden insbesondere in den Interviews ukrainischer Kriegsveteranen und der Zivilbevölkerung hinterfragt. Damit wird das Ziel angestrebt, zu überprüfen, inwieweit die auf diese Weise gewonnenen Schlussfolgerungen von den Erkenntnissen aus den schriftlichen Zeugnissen der Kriegs- und Nachkriegszeit abweichen, wie sie mit dem aktuellen Kenntnisstand korrespondieren und diesen erweitern.

Zudem soll in den Zeitzeugeninterviews nach nationalspezifischen Einstellungen und Verhaltensweisen gesucht werden, die dem durch die sowjetische Propaganda erzogenen und kultivierten Bild eines sowjetischen Soldaten widersprechen. Das macht einen Abstecher in die historische Entwicklung der Ukraine vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges erforderlich, vor allem in die Geschichte der Kollektivierung und der Hungersnot 1932–1933 als die markantesten Ereignisse, die das Denken und Handeln der Ukrainer während der deutsch-sowjetischen Konfrontation weitgehend beeinflussten und ausprägten.

Eine wichtige Grundlage der vorliegenden Arbeit ist eine als Zusatzmaterial online publik gemachte Sammlung verschiedener ukrainische Ego-Dokumente, die vom Verfasser im Laufe mehrere Jahre gesammelt und zur Edition aufbereitet wurden.¹⁹ Diese Materialien sind geeignet, das bisherige Bild vom Kriegsalltag zu differenzieren und teilweise zu korrigieren. Nicht weiter ausgewiesene Briefe, Interviews oder andere einschlägige Quellen beziehen sich grundsätzlich auf diesen Materialteil. Dieser wird durch ein eigenes Inhaltsverzeichnis separat erschlossen.

1.3 *Die historische Entwicklung der Ukraine von Oktoberrevolution bis Ende der 20er Jahre*

Zum Zeitpunkt der Februarrevolution 1917 in Russland war das Gebiet der heutigen Ukraine zwischen dem Russischen Zarenreich und der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, die nach der letzten Aufteilung Polens von 1795 Galizien, die Bukowina und Transkarpatien in Besitz genommen hatte, aufgeteilt. Das

¹⁹ Dieses Zusatzmaterial kann unter <https://dl.kohlhammer.de/978-3-17-041698-7> abgerufen werden.

Ende der Monarchie war größtenteils durch den Ersten Weltkrieg und wirtschaftliche Faktoren, vor allem aber durch gravierende politische Probleme vorbestimmt, die die autoritäre Politik des Zaren Nikolaus II. nicht zu lösen vermochte. Die Abdankung des Monarchen und die Bildung der Provisorischen Regierung markierten nicht nur einen grundlegenden Wechsel der Regierungsform – diese Ereignisse gaben den zahlreichen Völkern eines multinationalen Imperiums einen kräftigen Anstoß zur Selbstbehauptung. Neben der Provisorischen Regierung und links orientierten Arbeiter- und Soldatenräten entstanden Vertretungsorgane vieler Völker, die nationale und demokratische Rechte behaupten sollten.

In der Ukraine wurde am 17. März in Kiew der Ukrainische Zentralrat unter Vorsitz von Mychailo Hruschewsky gegründet, der für eine national-territoriale Autonomie der Ukraine plädierte, wodurch im Land eine Doppelherrschaft einkehrte. Nach der gewaltsamen Machtübernahme der Bolschewiken in Russland, auch Oktoberrevolution genannt, rief der Zentralrat als Vertretungsorgan der Ukraine am 20. November 1917 die autonome Ukrainische Volksrepublik aus.

Der bolschewistische Rat der Volkskommissare war mit dieser Entwicklung keinesfalls zufrieden und erklärte der Ukrainischen Volksrepublik den Krieg, worauf die Unabhängigkeitserklärung der Ukraine vom 25. Januar 1918 (4. Universal vom 22. Januar 1918) folgte. Die ukrainischen Truppen erlitten eine Niederlage nach der anderen; Kiew, die Hauptstadt der Ukrainischen Volksrepublik wurde am 2. Februar 1918 von Bolschewiken eingenommen, weswegen der Regierungssitz nach Winniza verlagert werden musste. In dieser Lage schloss die Ukrainische Volksrepublik mit dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn einen separaten Friedensvertrag, laut dem deutsche und österreichisch-ungarische Truppen bei der Vertreibung von Bolschewiken Waffenhilfe leisten sollten. Als Gegenleistung waren Lebensmittellieferungen vorgesehen, die von den Mittelmächten dringend benötigt wurden. Nach dem Friedensschluss am 9. Februar 1918 gelang es ihnen, bis Mitte April die bolschewistischen Truppen aus dem ukrainischen Gebiet zu verdrängen. Die von der ukrainischen Seite übernommenen Verpflichtungen wurden aber nicht eingehalten, was auf eine schwache Autorität des Zentralrats in der ukrainischen Bevölkerung und immer schlimmer werdende soziale Verhältnisse zurückzuführen ist. Der Zentralrat wurde schließlich gestürzt und durch eine monarchistische Staatsform – das Hetmanat unter Skoropadsky – ersetzt, der zur Erfüllung der Verbindlichkeiten gegen Verbündete verstärkt auf repressive Methoden und Terror setzte. Das wiederum brachte die ukrainische Bevölkerung immer mehr gegen das Hetmanat und die deutsch-österreichischen Truppen auf.²⁰

Nach der Novemberrevolution in Deutschland zogen die deutschen und österreichischen Truppen sich aus der Ukraine zurück. Ohne fremde Unterstüt-

²⁰ Siehe dazu SOLDATENKO 2010, Bd. 1–2; Skizzen zur Geschichte der ukrainischen Revolution 1917–1921, Bd. 1; TYNTSCHENKO 1996; Ukrainische nationale Befreiungsbewegung 2003.